

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

286 (5.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 188



Nr. 188.

Karlsruhe, Samstag, den 5. Dezember

1896

Nachdruck der Originalaufgabe des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Ohne Gewissen.

(21)

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

Als ein verständiger Mann hatte Wallroth sich von vorn herein gesagt, daß er mit seinem jungen Weibe nicht rechten dürfe wegen gewisser Eigentümlichkeiten, die in der ganzen Anlage ihres Charakters begründet schienen. Er hatte sich überdies gelobt, jeder Versuchung zu unfruchtbaren Vergleichen aus dem Wege zu gehen, damit weder der Lebenden noch dem Andenken der Toten ein Unrecht geschähe.

So hatte er sich neben manchem anderen Zugeständnis daran gewöhnt, nicht ihren Willkomm abzuwarten, sondern sie jedesmal bei seiner Heimkehr selber im Salon oder auf ihrem Zimmer aufzusuchen. Er folgte dieser Gewohnheit auch heute; aber als er sie auf der Chaiselongue im Salon mit einem Journal gefunden hatte, und als er sich mit einem freundlichen Wort über sie herabbeugte, um sie auf die Stirn zu küssen, da war sein lebenswürdiges Lächeln etwas gezwungener als sonst.

Edith blätterte noch ein paar Minuten weiter, sichtlich geneigt, ihm den Beginn einer Unterhaltung zu überlassen. Da sie aber bemerkte, daß der Professor an das Fenster getreten war und schweigend auf die Straße hinablickte, richtete sie sich ein wenig empor und fragte: „Warum bist Du so still, Ludwig? Ist Dir etwas Unangenehmes widerfahren?“

Er wandte ihr langsam sein Gesicht zu und strich sich ein paarmal durch den grauen Bart, ehe er antwortete: „Ich wollte Dir eigentlich nicht davon sprechen, da Du es leicht für einen Vorwurf nehmen könntest; aber als meine Frau mußt Du doch am Ende einige Teilnahme für das Schicksal meines armen Kindes haben; und zu wem soll ich von meinen schweren Sorgen reden, wenn nicht zu Dir?“

„Gewiß, das ist Dein gutes Recht“, sagte sie, ohne ihren Platz zu verlassen, und in einem Tone, dessen kühle Färbung eigentlich wenig Gemütigendes hatte. „Ingeborgs Schicksal also ist es, das Dir diese Sorgen bereitet? Sie hat sich wieder einmal bei Dir beklagt?“

„Nein! Du weißt, daß es leider nicht ihre Art ist, das zu thun.“

„Warum „leider“? Glaubst Du, daß für das Glück ihrer Ehe etwas damit gewonnen wäre, wenn sie bei jedem Mißverständnis und bei jedem kleinen Zwist den väterlichen Beistand in Anspruch nähme? Es ist ja kein Zweifel, daß die Naturen der beiden sehr verschieden geartet sind; aber sie werden sich um so schneller ineinander finden, je weniger sie in diesem Bemühen durch die Dazwischentritt anderer gestört werden.“

„Das selbe habe auch ich mir oft gesagt, liebe Edith, wenn ich der Meinung war, daß die Behandlung, welche Artois Ingeborg zu teil werden läßt, eine unangemessene sei, und wenn es mich fast unwiderstehlich drängte, ihm das mehr oder

weniger deutlich zu verstehen zu geben. Wahrscheinlich hätte ich ja auch bei meinem Kinde selbst wenig Dank für solche Einmischung geerntet; denn in den sechs Monaten, die seit ihrer Verheiratung vergangen sind, hat sie sich noch nicht ein einziges mal veranlaßt gesehen, mir ihr Herz auszusüßeln. Ich gestehe, daß mich das eigentlich schmerzt; denn es ist, als ob ich ihr Vertrauen ganz und gar verloren hätte.“

„Kannst Du daran noch zweifeln?“ fragte Edith mit einiger Bitterkeit zurück. „Du küßtest ihr Vertrauen ein, als Du trotz ihres Widerspruches dabei beharrtest, mich zu Deiner Gattin zu machen.“

„Laß uns dies leidige Thema nicht wieder aufnehmen, liebe Edith!“ bat er ruhig. „Ich muß ja mit tiefem Bedauern erkennen, daß ihr euch in diesen elf Monaten nicht um einen Schritt näher gekommen seid; aber ich meine doch, daß Du zu weit gehst, wenn Du beständig von Ingeborgs Haß gegen Dich sprichst. Wie ich sie kenne, ist sie überhaupt nicht imstande, irgend jemand zu hassen.“

„Da Du ihr Vater bist, ist diese wohlwollende Meinung sehr begreiflich. Aber wir sind, wie mir scheint, von dem Kernpunkt unserer Unterhaltung abgekommen. Was ist es denn, das Dich aufs neue mit so schwerer Sorge um Ingeborgs Glück erfüllt?“

„Ein Bericht, den ich heute von sehr zuverlässiger Seite über die Lebensführung meines Herrn Schwiegerjohnes erhalten habe. Er ist, wie es scheint, auf dem besten Wege, sich und sein Haus zu grunde zu richten.“

„Ah, willst Du Dich von dem Geschwätz der Leute beunruhigen lassen? Du weißt, wie wenig es ihm an Feinden und Neidern fehlt, seitdem allgemein bekannt ist, daß seine Ernennung zum außerordentlichen Professor vor der Thür steht, und daß er voraussichtlich eine sehr glänzende Laufbahn machen wird?“

„Diesmal, liebe Edith“, erwiderte Wallroth mit Nachdruck, „handelt es sich nicht um die Verleumdung eines Neiders, sondern um die einfache Wiedergabe von Thatfachen, an deren Richtigkeit ich leider nicht im mindesten zweifeln darf. Artois hat sich in einen Klub aufnehmen lassen, der sich fast ausschließlich aus reichen Börjenleuten und verschwendereiischen Lebemännern zusammensetzt und dessen vornehmster Zweck das Spiel ist. Unter allen Umständen wäre dieser Schritt bei der Lage seiner Vermögensverhältnisse eine leichtfertige Thorheit gewesen, das Schlimmste an der Sache aber ist, daß er sich innerhalb des Klubs bereits den Ruf erworben hat, einer der maghaffigsten Spieler zu sein. Man nannte mir da, als von seinen Verlusten die Rede war, Summen, die zu seinen Einkünften und zu seinen Hilfsquellen im schreiendsten Mißverhältnis stehen.“

„Daß Du ihn selbst gefragt, ob jene Gerüchte auf Wahrheit beruhen?“

„Nein! Als ich ihn vor einem Vierteljahr, kaum drei Monate nach seiner Hochzeit, mit schweren Opfern zum zweiten

male aus peinlichen, frevelhaft herausbeschworenen Verlegenheiten befreien mußte, erklärte ich ihm feierlich, daß ich mit seinen persönlichen Angelegenheiten, sobald das Geld dabei in Frage kommt, hinfort nichts mehr zu schaffen haben wollte. Da er auf mich in keinem Falle mehr zu rechnen hat, nehme ich mir auch nicht die Befugnis, mich in seine Angelegenheiten früher einzumischen, als bis mich etwa meine väterlichen Pflichten unabweislich dazu zwingen.

„Und wann würdest Du diesen Zwang für vorhanden erachten, wenn nicht jetzt?“

„In dem Augenblick, da der Zusammenbruch unvermeidlich geworden ist“, antwortete der Professor, und in dem Ausdruck seiner Worte war eine Bestimmtheit, die ihnen nur selten eigen zu sein pflegte. „Dann wird Ingeborg unter meinen Schutz zurückkehren, und der Herr Doktor mag zusehen, wie er mit seinem selbstverschuldeten Schicksal fertig wird.“

„Könntest Du es wirklich bis zu einem solchen Skandal kommen lassen, Ludwig?“ fragte Edith, indem sie sich eifrig erhob und näher auf ihren Gatten trat. „Auch Dein eigener Name würde dabei dem Gerede der Leute preisgegeben werden.“

Professor Wallroth zuckte mit den Achseln. „Es wäre schlimm, aber ich habe kein Mittel, es zu verhindern. Soll ich es darauf ankommen lassen, daß er uns alle ruiniert?“

„Nein! Aber er selber wird umkehren, ehe die Dinge bis zu diesem äußersten gediehen sind. Man mußte ihm noch einmal ins Gewissen reden, Ludwig.“

„Ich verspreche mir nichts davon, denn ich habe schon bei den früheren Gelegenheiten meine Berebbarkeit hinlänglich erschöpft. Nach diesen neuesten Erfahrungen kann ich nicht mehr zweifeln, daß er unaufhaltbar seinem Verderben entgegengetrieben, und daß nur noch ein Wunder imstande wäre, ihn zu retten.“

„Entsetzlich!“ sagte sie leise. „Und ich bin es, die Du insgeheim für dies alles verantwortlich machst, nicht wahr? Ohne meine unglückselige Fürsprache würdest Du ihm Deine Tochter ja niemals zur Frau gegeben haben.“

Sie hatte sich während der letzten Worte eng an seine Seite geschmiegt, und ein Ausdruck von bedrückender bräutlicher Zärtlichkeit, wie er ihr in gewissen Momenten noch immer zur Verfügung stand, war auf ihrem schönen, stolzen Gesicht. Noch niemals hatte Professor Wallroth bisher diesem Ausdruck widerstanden, und auch jetzt machte er ihn zu ihrem Sklaven, wie nur je in den ersten Tagen ihrer Ehe.

„Nein, mein Herz!“ erwiderte er liebevoll, indem er sie küßte. „Ich mache Dir keinen Vorwurf, denn ich weiß ja, wie gut Du es damals mit Ingeborg meinst. Trotz eurer alten Freundschaft kamtest Du eben diesen Artos nicht. Er hat Dich zu täuschen gewußt, wie er auch mich getäuscht hat, und ich mußte die Strafe für meine Kurzsichtigkeit geduldig tragen, wenn nicht mein armes, schulloses Kind am schwersten darunter zu leiden hätte.“

„Um Deines Kindes willen darfst Du auch nicht daran denken, Deine Hand von ihm abzuziehen.“ schmeichelte sie. „Eine Demütigung hat er wohl verdient, und ich werde Dir gewiß nicht raten, sie ihm zu erparen. Damit aber laß es genug sein und verweigere ihm Deine Hilfe nicht, wenn er sich etwa in der höchsten Not an Dich wendet, um sie zu erbitten.“

So süß und bestrickend auch immer sie ihre Bitte vorgebracht hatte, diesmal hatte er Kraft genug, ihr zu widerstehen. „Nein,“ erklärte er mit Entschiedenheit, die gerade in ihrer leidenschaftslosen Ruhe einen tiefen Eindruck auf Edith machen mußte. „Meine Entschlüsse sind unwiderrücklich. Ich habe in dieser kurzen Zeit viel mehr für ihn gethan, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann, und ich bin nicht gesonnen, weitere Opfer zu bringen, die bei der Beschaffenheit seines Charakters ganz vergebliche bleiben würden.“

Edith bat nicht weiter. Sie ließ ihren Arm, den sie um seinen Nacken geschlungen hatte, langsam herabgleiten und wandte sich von ihm ab mit einer Miene, in der nichts als tiefste Betrübniß zu lesen war. Professor Wallroth nahm lieblosend ihren Kopf zwischen beide Hände und sagte, indem er bemüht war, einen fröhlichen Ton anzuschlagen: „Nimm Dir's nicht gar zu sehr zu Herzen, mein Liebling. Es war, wie gesagt, gar nicht mein Wille, Dich mit diesen häßlichen Dingen zu betrüben, und nur das übervolle Herz ließ die Zunge mit mir durchgehen. Es wäre des Unangenehmen für Dich, mein armes Kind, ja schon genug gewesen an der weiteren Neugier, die ich noch in Bereitschaft habe.“

„Noch etwas, Ludwig?“ fragte sie. „Und etwas Schlimmes?“

„Nun, ich hoffe, Du wirst es überwinden,“ versuchte er zu scherzen. „Ich werde genötigt sein, auf einige Wochen zu verreisen.“

„Ohne mich?“ schmolte sie. „Und wohin?“

„Nach Wien. Es handelt sich da um gewisse Untersuchungen, für welche die österreichische Regierung ihr Augenmerk auf mich gerichtet hat. Die Einladung ist so ehrenvoll für mich und bedeutet eine so hohe Auszeichnung vor allen anderen Gelehrten meines Faches, daß es geradezu thöricht wäre, wenn ich sie ablehnen wollte. Sobald die Zustimmung des Ministers eingetroffen ist, die ich der Form wegen nachsuchen mußte, werde ich mich zum Aufbruch rüsten müssen.“

Die Niedergeschlagenheit, die Edith jetzt an den Tag legte, stand in einem zu auffälligen Widerspruch mit ihrer anfänglichen Kälte, als daß ein unbefangener Beobachter ohne weiteres an ihre Aufrichtigkeit geglaubt haben würde. Professor Wallroth aber mußte wohl daran glauben, da er in der zärtlichsten Weise bemüht war, sie zu trösten und ihr mit freundlichen Worten auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen er diesmal davon absehen müsse, sie mit sich zu nehmen. Zwar gelang es ihm anscheinend nicht ganz, die trübe Wolke von ihrer schönen Stirn zu verschweigen; aber sie hatte doch wieder ein kleines, wenn auch wehmütiges Lächeln auf den artigen Scherz, mit welchem er nach einer Weile von ihr Abschied nahm, um sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen, und es klang sehr liebevoll besorgt, da sie, ihn bis zur Thür geleitend, sagte: „Wenn Dir diese angestrengte Thätigkeit nur nicht schadet, Ludwig! Ein Mann von Deinen Verdiensten sollte wahrlich viel eher daran denken, auf seinen Lorbeeren auszuruhen.“

Aber als dann die Portiere hinter ihm herabgefallen war und sie sich allein wußte, ging eine wunderbare Veränderung mit dem schönen Weibe vor. Ihre Augen öffneten sich weit, und sie breitete die Arme aus, als ob sie sich in allen Muskeln reckten und dehnen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Ozon.

In der Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins vom 20. November berichtete Herr Geh. Rat Engler über den derzeitigen Stand der Ozon-Frage. Der Vortragende gab zunächst einen Ueberblick über unsere neueren Ansichten von dem Zustand der Gase unter besonderer Berücksichtigung der kinetischen Gastheorie, nach welcher die Gase aus fast unendlich kleinen Teilchen, den Molekülen, zusammengesetzt sind, von denen bei den verschiedensten Gasarten in gleichen Räumen eine gleich große Anzahl — in einem Liter etwa 22 000 Trillionen — vorhanden ist und die sich um so schneller bewegen, je leichter sie sind. So hat man für das Sauerstoffmolekül eine Geschwindigkeit von 461 m, für das Wasserstoffmolekül von 1844 m in der Sekunde berechnet. Für gewöhnlich enthalten diese Moleküle immer noch mindestens 2 Atome. Doch giebt es auch Ausnahmen, wie z. B. die Dämpfe von Quecksilber, Cadmium und Zink, deren Moleküle nur aus einem Atom bestehen, auch haben die Versuche Victor Meyer's gezeigt, daß, wenn man Joddämpfe auf hohe Temperatur erhitzt, dessen vorher aus 2 Atomen bestehende Moleküle in solche von nur je 1 Atom zerfallen. Eine ähnliche Spaltung zeigen die Gasmoleküle unter dem Einfluß elektrischer Entladungen, doch scheinen die dabei entstehenden positiv und negativ geladenen Teile, die Ionen, mit den Einzelatomen der Chemiker nicht identisch zu sein. Bei der Bildung des Ozons aus gewöhnlichem Sauerstoff spielen ohne Zweifel Vorgänge dieser Art eine wichtige Rolle. Durch Zufuhr von Energie in irgend einer Form, als Elektrizität, Wärme etc. werden aus den aus zwei Atomen bestehenden gewöhnlichen Sauerstoffmolekülen einzelne Atome oder Ionen ausgeschieden und indem sich je drei davon miteinander, oder ein einzelnes mit einem gewöhnlichen Sauerstoffmolekül verbinden, entsteht das aus drei Sauerstoffatomen bestehende Ozon. Dies kann erreicht werden, indem man Elektrizität durch Sauerstoffgas oder durch Luft sich entladen läßt, oder aber, indem man Sauerstoff oder Luft in geeigneten Apparaten zum Glühen erhitzt und wieder abkühlt, worüber Vortragender in letzter Zeit Versuche angestellt hat, oder endlich durch die sogenannten Autorydationen. Die praktische Darstellung des Ozons beruht besonders auf dem ersteren und dem letzten Prinzip. In dem Siemens'schen Ozonerzeuger finden stille elektrische Entladungen durch das Medium des Sauerstoffgases statt, wobei das letztere teilweise in Ozon umgewandelt wird; nach einer anderen Methode läßt man feuchten Phosphor mit Luft oder verdünntem Sauerstoff einige Zeit in Berührung, wobei der Phosphor sich oxydirt, dabei einzelne Sauerstoffatome abspaltet, die dann das Ozon bilden. Diese Bildungsweisen wurden durch Versuche erläutert, auch wurden dabei die

neuesten Versuche Van Hoff's über Autoxydationen besprochen und dargelegt, daß man die von diesem Forscher beobachteten merkwürdigen Oxydationsercheinungen auch in anderer Weise als durch Spaltung des Sauerstoffs in + und - Ionen erklären könne. — Auch bei Berührung des Terpentins mit Sauerstoff gehen Autoxydationen vor sich und dasselbe ist zu bemerken bei den neuerdings so viel verwendeten Ozon-Kampfen. Ob aber der dabei sich bildende, stark oxydierend wirkende aktive Körper auf einzelne aktivierte Sauerstoffatome, auf Ozon oder auf Wasserstoff-superoxyd zurückzuführen ist, oder wie wahrscheinlicher auf mehrere derselben, kann noch nicht mit Bestimmtheit gesagt werden.

Eingehend wurde dann auch der Ozongehalt der atmosphärischen Luft besprochen. Sowohl indirekt, durch zahlreiche in der Natur vor sich gehende Bildungsprozesse, als auch direkt, an dem optischen und chemischen Verhalten der Luft, läßt sich ein Ozongehalt derselben erkennen. Allerdings ist auch, wie Schöne sicher nachgewiesen hat, Wasserstoffsuperoxyd vorhanden, doch beweist der Vortragende durch seine eigenen Versuche, daß die Anwesenheit des Wasserstoffsuperoxydes das gleichzeitige Vorhandensein von Ozon durchaus nicht ausschließt, wie vielfach behauptet wird. In starker Verdünnung können beide sehr wohl neben einander bestehen. Jedenfalls aber ist nur relativ wenig in unserer Atmosphäre davon vorhanden; in 1 Million Liter Luft nach zahlreichen Versuchen nur 0,08—1 Liter; doch in den Höhen mehr als in den Niederungen, im Freien mehr als in den Wohnräumen, nachts mehr als bei Tag etc. Versuche in dieser Richtung sind im hiesigen Laboratorium im Gang.

Die sanitäre Bedeutung des Ozons beruht auf seiner ausnehmend stark oxydierenden Wirkung, welche die 30—40fache des Chlors sein soll; es zerstört Bakterien, wie Typhus-, Milzbrand- und Cholera-Bacillen fast momentan, worauf jedenfalls auch seine stark luftreinigende Eigenschaft zurückzuführen ist, sowie der geringere Gehalt tieferer Luftschichten an Ozon, denn dieses wird, indem es die Staubteile und Mikroben vernichtet, dabei selbst aufgebraucht. In etwas konzentrierter Form ist das Ozon ein heftiges Gift. Kleine Tiere werden schon in Luft mit 1/500 Ozongehalt nach wenigen Stunden getötet, Mäuse schon in Luft mit 1/6000 Ozon. Tauben, überhaupt Vögel, vertragen viel mehr Ozon, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß diese Tiere in den hohen ozonreicheren Luftschichten sich einem stärkeren Ozongehalt bereits angepaßt haben. — Zahlreiche Versuche mit Inhalation ozonhaltiger Luft haben bis jetzt noch zu keinen sicheren Erfolgen geführt. Es mag dies daher rühren, daß man dabei mit zu starkem Ozon operierte, wodurch bei der heftigen Einwirkung auf die Respirationorgane die gegenteilige Wirkung erzielt werden mußte, gerade so wie dies mit gewissen heftigen Giften ja auch der Fall ist, die in ganz geringen Dosen als Medikamentenstoffe vortreffliche Dienste leisten. Deshalb ist auch bei Gebrauch künstlich ozonierter Luft für therapeutische Zwecke die größte Vorsicht geboten. — An den durch Experimente erläuterten Vortrag schloß sich eine Diskussion an, an der sich insbesondere die Herren Hofrat Weidinger und Lehmann beteiligten. Ersterer machte darauf aufmerksam, daß, wie er selbst bereits 1855 gezeigt hat, bei der Elektrolyse der Schwefelsäure an kleine Platinanode reichliche Mengen von Ozon und Wasserstoffsuperoxyd sich bilden, was als Beweis für das Nebeneinanderbestehen beider dienen kann.

Der Berliner Mordprozeß.

Berlin, 2. Dez.

Der Mord, der am 14. Oktober d. J. an einem der angesehensten Anwälte Berlins, dem 64jährigen Justizrat Levy, verübt wurde und der weit über die Grenzen der Reichshauptstadt hinaus großes Aufsehen hervorrief, kam am Dienstag, den 1. Dezember, vor der neunten Strafkammer des Landgerichts Berlin I zur Verhandlung. Da angesichts des Geständnisses der Angeklagten auf eine Zeugenvernehmung verzichtet werden konnte und die Verteidiger nicht viel zu Gunsten der Schuldigen vorbringen konnten, ging die Verhandlung bereits an diesem Tage zu Ende. Das Urteil ist schon bekannt: es lautet auf je 15 Jahre Gefängnis für Werner und Groffe. Angesichts der Jugendlichkeit der Angeklagten konnte auf eine höhere Strafe nicht erkannt werden. Die Angeklagten waren: 1) der Arbeitsbürsche Bruno Werner, geboren am 16. Februar 1880 in Berlin, und 2) der Kaufbursche Willi Max Groffe, geboren am 6. Juli 1880 in Berlin. Sie wurden beschuldigt, am 18. Oktober d. J. gemeinschaftlich 1) vorfänglich den Justizrat Meyer Levy getötet und die Leiche mit Vorwand und Ueberlegung ausgeführt zu haben; 2) den Entschluß, die Frau Justizrat Levy zu töten, durch eine vorfällige und mit Ueberlegung ausgeführte Handlung betätigt zu haben.

Die beiden Angeklagten kannten sich von ihrer frühesten Jugend her, da ihre Eltern in einem Hause, Georgenkirchstraße 58, wohnten. Nach ihrer Konfirmation sind beide als Schreiber bei hiesigen Rechtsanwälten eingetreten. Werner war vom April 1894 bis Januar 1896 beim Justizrat Levy und dann bis Anfang Mai d. J. beim Rechtsanwalt Golde beschäftigt. Die Angeklagten hatten davon gehört, daß dem Justizrat Levy ein Depot von einer Million in Verwahrung gegeben worden war. Der Angeklagte Werner kannte als früherer Schreiber Levy's genau dessen Wohnung, er wußte auch, daß Levy den Schlüssel zum Geldschrank auch während der Nacht bei sich trug, daß also die Verabreichung Levy's nur möglich war, indem man ihn tötete. Ursprünglich hatten sie sich geeinigt, die That am 17. Oktober zu begehen; da aber Groffe in

seiner Stellung eine Unterschlagung verübt hatte und diese nur verdecken konnte, indem er am 15. das Geld wieder zur Stelle brachte, beschloßen sie, die That schon am 14. auszuführen. Sie lauschten sich zwei schwedische Dolchmesser für 5 Mark, trafen sich am 13. abends und trieben sich die Nacht hindurch in den Straßen Berlins umher. Sie schlichen sich gegen 6 Uhr früh in das Haus Levy's, das in nächster Nähe der belebten Friedrichstraße liegt, gingen die Treppe hinauf, stiegen dann von dem Treppentritt ab und durch ein großes Flurfenster auf den Balkon und gelangten so ohne besondere Schwierigkeiten in das Schlafzimmer der Levy'schen Eheleute. Die weiteren Vorgänge dürften noch bekannt sein. Der Angekl. Groffe hat eingestanden, sich auf die Frau Levy gestürzt und sie durch Messerstiche verwundet zu haben, während Werner zugegeben hat, Levy 10 Messerstiche verlegt zu haben, die den fast augenblicklichen Tod des alten Mannes herbeiführten; Frau Levy, die u. a. einen besonders tiefen Stich zwischen der zweiten und dritten Rippe erhalten, ist inzwischen vollständig wiederhergestellt. Nach der That ergriffen beide Angeklagte die Flucht; Groffe wurde aber am 20. Oktober von seinem Bruder der Behörde übergeben, während Werner über Potsdam, Brandenburg, Genthin und Halberstadt nach Jellerfeld am Harz geflohen war und dort am 29. Oktober verhaftet wurde.

Die Verhandlung dieses Mordprozesses fand unter großem Jubel des Publikums statt, das allerdings seine Erwartungen auf eine sensationelle Verhandlung nicht erfüllt sah. Den Vorsitz des Gerichtshofes führte Landgerichtsdirektor Hoppe. Werner steht aus wie ein Schultnahe, Groffe hat ein stupides Gesicht. Sie sahen beide mit niedergebentem Gesicht da und wagten kaum aufzusehen. Das Verhör der Angeklagten gestaltete sich folgendermaßen:

Präsident: Wie kamen Sie auf den Gedanken, den Justizrat Levy zu ermorden? — Werner: Ermorden wollten wir zunächst den Justizrat Levy nicht, ich schlug vor, bei dem Justizrat Levy zu stehlen. — Präf.: Zunächst saßen Sie den Entschluß, Herrn und Frau Justizrat Levy zu tödeln und sich alsdann die Geldschrankschlüssel zu nehmen? — Werner: Jawohl. — Präf.: Sie haben sich zu diesem Zweck sogar für 5 Pf. Bindfaden gekauft? — Werner: Jawohl. — Präf.: Und weshalb haben Sie diesen Plan aufgegeben? — Werner: Weil ich befürchtete, erkannt zu werden. — Präf.: Also deshalb beschloßen Sie, die Levy'schen Eheleute zu ermorden? — Werner: Jawohl. — Präf.: Sie haben sich zu diesem Zweck zwei schwedische Dolchmesser gekauft, von denen das eine in dem Hausflur des Justizrats Levy gefunden wurde. Wie haben diesen Dolch hier? — Werner: Das ist der Dolch von Groffe. — Präf.: Wo haben Sie Ihren Dolch hingetan? — Werner: Ich habe ihn im Grunewald fortgeworfen.

Der Präsident vernimmt nun die Angeklagten in sehr eingehender Weise über die Art der Ausführung des Mordes. Betreffs der Ausführung der That gehen die Angaben der Angeklagten auseinander. Sie sind bemüht, die Schuld betreffs der Ermordung des Justizrats Levy sich gegenseitig zuschieben. Werner bemerkt: Es sei richtig, daß er den Mann und Groffe die Frau Justizrätin töten sollte. Als sie aber in das Zimmer traten, war es in demselben noch finster, so daß sie nicht erkennen konnten, in welchem Bette der Mann lag, die Frau lag. Er habe daher irrtümlich auf die Frau gestochen. Wenn er den Mann auch gestochen habe, so sei das nicht absichtlich geschehen. Groffe behauptet dagegen, daß Werner dem Justizrat Levy die tödlichen Stiche versetzt habe. — Der Präsident macht die Angeklagten darauf aufmerksam, daß dies für die Beurteilung der Sache vollständig gleichgültig sei, zumal sie beide den Plan gefaßt hatten, beide Eheleute zu ermorden. — Staatsanwalt: Anfänglich wollten Sie doch zunächst das öfene Mädchen niederstechen? — Werner: Jawohl. — Staatsanwalt: Später sagten Sie sich aber, Sie könnten sich das Mädchen „sparen“ und lieber durch das Flurfenster auf die Gallerie und von dort in das Schlafzimmer kommen? — Werner: Jawohl. — Präf.: Ist es richtig, daß Sie gewußt haben, daß Sie, da Sie noch nicht 18 Jahre alt sind, nur mit 15 Jahren bestraft werden können? — Werner: Ich habe zu Groffe gesagt: Wenn wir vor Gericht gestellt werden sollten, dann wird angenommen: Bei der Jugendlichkeit der Angeklagten kann nur auf eine 15jährige Gefängnisstrafe erkannt werden. — Präf.: In Jellerfeld haben Sie bei dem Herrn Untersuchungsrichter gesagt: Wenn Sie gewußt hätten, daß Sie hingerichtet würden, dann hätten Sie die Mordthat nicht begangen? — Werner: Das will ich dahin gestellt sein lassen. — Präf.: Geben Sie zu, dies bei dem Herrn Untersuchungsrichter in Jellerfeld gesagt zu haben? — Werner: Das ist möglich. — Groffe giebt auf Befragen zu, er habe ebenfalls gewußt, daß er seines jugendlichen Alters wegen nicht hingerichtet werden könne. — Werner bemerkt darauf: Groffe habe gerade darauf gedrängt, die Mordthat so schnell als möglich zu begehen, da er immer in Geldverlegenheit war. Groffe habe schon in der Schule Diebstähle begangen, und habe auch bei dem Rechtsanwalts Kurnick gestohlen.

Angesichts des unvollständigen Geständnisses der Angeklagten wird auf die Vernehmung sämtlicher Zeugen verzichtet.

Staatsanwalt Müller: Die Verhandlung hat, so kurz dieselbe auch war, ein Bild stiller Verkommenheit ergeben, wie es grauenhafter nicht gedacht werden kann. Zwei kaum dem Knabenalter entwachsene junge Leute haben mit einer Frivolität sondergleichen ein Verbrechen begangen, das mit Recht in der weitesten Öffentlichkeit das größte Aufsehen erregt hat. Die Verhandlung hat ein trostloses Bild von den Sittenzuständen entrollt, wie sie in gewissen Kreisen der Großstadt herrschen. Ohne jede Not haben die Angeklagten den Plan gefaßt, den Justizrat Levy zu ermorden und zu berauben. Eine Fierde seines Standes, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Mann, der unaufhörlich im Dienste der Wissenschaft thätig war, wurde von diesen Mordgestellen, die hier auf der Anklagebank sitzen, mit kaltem Blute hingerichtet und über eine hochachtbare Familie ein furchtbares Unglück gebracht. Und das alles ist nur geschehen, weil die jugendlichen Angeklagten ihrer Genußsucht fröhnen wollten. Mit Recht ist die Frage aufgeworfen worden: ob denn die auf dieses Verbrechen stehende Strafe dem öffentlichen Rechtsbewußtsein entspricht. Hier im Gerichtssaale ist die Frage nicht zu erörtern. Allein es ist bezeichnend, daß Werner bei

dem Untersuchungsrichter in Jellerfeld geäußert hat: „Wenn ich gemüßt hätte, daß ich zum Tode verurteilt werden könnte, dann würde ich die That nicht begangen haben.“ Jedenfalls wird es Sache des Gesetzgebers sein müssen, in Erwägung zu ziehen, ob gegen solch todeswürdige Verbrechen nicht härtere Strafen oder andere Maßregeln am Platze sind. Das Gesetz gestattet leider nur eine 15jährige Gefängnisstrafe. — Der Staatsanwalt beklagt alsdann den Schoberhalt und beantragt wegen der Diebstähle beim wegen der Anstiftung zum Diebstahl mehrere Einfängnisstrafen. Da aber das Gesetz eine höhere Strafe als 15 Jahre Gefängnis nicht zulasse, so beantrage er, jedenfalls auf diese zu erkennen.

Bert. R. M. Dr. Jvers: Er sei nicht in der Lage, ein Strafmilderndes Moment anzuführen.

Bert. Rechtsanwalt Hoff ädt giebt zu bedenken, daß Groffe zweifellos das Werkzeug des geistig weit überlegenen Berner war und daß Groffe zweifellos geistig etwas zurückgeblieben ist. Er stellt anheim, ob dieses Moment nicht eine Strafmilderung zuläßt.

Angell. Berner stellt in Abrede, den Groffe verführt zu haben, im Gegenteil: Groffe, der schon als Schulknabe gekloppt, habe ihn mehrfach zu Diebstählen verleiten wollen. — Groffe bestreitet das.

Nach etwa einviertelstündiger Beratung des Gerichtshofes verkündigt der Präsident: Der Gerichtshof hat die Angeklagten wegen Mordes, Mordversuchs, wiederholten, teils schweren, teils einfachen Diebstahls zu je 15 Jahren Gefängnis verurteilt und auf Eingebung des Meßers erkannt. Der Gerichtshof ist mit dem Herrn Staatsanwalt der Meinung, daß hier ein wohlgeplanter, gemeinschaftlicher Mord vorliegt und daß die Angeklagten das volle Bewußtsein der Strafbarkeit gehabt haben. Der Gerichtshof konnte dem Verteidiger des Groffe nicht bestimmen, daß vielleicht ein Dummerjungenstreich vorliegt und der Umstand, daß die Angeklagten nicht beruhsmäßige Verbrecher seien, strafmildernd sein müßte. Auch der Umstand, daß Berner dem Groffe geistig überlegen ist, konnte für Letzteren nicht strafmildernd in Betracht kommen. Die fürchterliche Rohheit und große Ueberlegung rechtfertigt jedenfalls die höchste zulässige Strafe. Ob nicht eine höhere Strafe am Platze wäre, hat der Gesetzgeber zu entscheiden. Für den Richter ist nur das bestehende Gesetz maßgebend.

Die Angeklagten, die sowohl die Vernehmung der medizinischen Sachverständigen, als auch die Klaidingers und die Urteilsverkündung mit der größten Seelenruhe anhörten, erklärten auf Befragen des Präsidenten beide mit lauter Stimme, daß sie zum sofortigen Strafantritt bereit seien.

Humoristisches.

Botschaft. „Denken Sie, was dem Rat neulich auf der Jagd passiert ist...“ — „Das muß ein Jertum sein! Wenn der auf die Jagd geht, passiert immer einem Andern was!“

Monolog. Studiosus: „Gelbstes Wetter — mal warm, mal kalt... Man weiß nie recht, was man versehen soll!“

Gute Schule. Klient: „... Früher hatten Sie mit Ihren Verteidigungen viel weniger Erfolge als jetzt!“ — Rechtsanwalt: „Ja, das Verteidigen hab' ich auch erst seit meiner Verheiratung so recht gelernt!“

Eine Resalliance und ihre Folgen. Ein Papagei und ein Kakaduj Liebketeten sich spät und früh.

„Solch ein Verhältnis ist nicht recht!“ Dozierte das ganze Vogelgeschlecht. — Und richtig entsproßten der Eh' dieser Zwei: Ein Papadu und ein Kakagei! M. E.

Uebereinkommen. Verbrecher (zum Verteidiger): „Witt' schön, Herr Doktor, soll bei Ihrer Verteidigungsrede ich weinen — oder weinen Sie?“

Litterarisches.

— Storm, Maria Stuart. Uebersetzt von Fius Wittmann (274 Seiten mit 16 hochinteressanten Illustrationen, elegant gebunden Preis 3 M.). — Wer interessiert sich nicht für die schöne Schottenkönigin? In dem vorliegenden Buche wird uns nun eine auf dem Boden der neuesten Forschung stehende, populäre Biographie Maria Stuart's geboten, welche sich die Heimwoschung Maria's zum Ziel gesteckt hat.

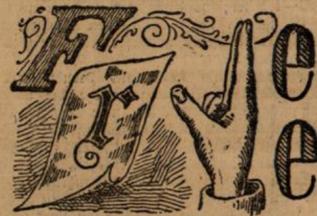
— Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes. Eine Reise um die Erde in 1000 Tagen von Oswald Kunhardt. Ein Prachtband in 8° mit über 200 Illustrationen, Voll- und Teilbildern von Land und Leuten aus allen Teilen der Erde, einer Weltkarte zur Uebersicht der Reiseroute und mehreren Karten-Skizzen. Preis elegant gebunden 10 M. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Ersch. Bohnen), Berlin SW., Wilhelmstraße 29.

— Die Einleitung dieses herrlichen, mit zahlreichen Abbildungen und Uebersichtlichen geschmückten Werkes giebt kurz und bündig über die Absichten des Verfassers Aufschluß. Es will nicht die Reihe der zahllosen Reisevorte vermehren, die nur der Unterhaltung dienen; sein Buch ist die Niederschrift der überseeischen Erfahrungen und Ergebnisse, die er als junger deutscher Kaufmann in seiner Berufstätigkeit gesammelt hat und deren Kenntnis für seine Alters- und Berufsgeossen ebenso wichtig als anregend sein dürfte. Kunhardt hat das für einen jungen Kaufmann der Jetztzeit unschätzbare Glück gehabt, in 3 fremden Erdteilen an bedeutenden Handelsplätzen längere Zeit thätig zu sein. Er war Angestellter großer Ausfuhrgehäfte in Argentinien und Paraguay; er vertrat als Reisender ein Haus in Mexiko und besuchte in dessen Auftrag das Innere des Landes; er regelte für die Hamburger Firma seines Vaters schwierige Angelegenheiten in Wellington auf Neuseeland.

Er hat mit offenem Blick die Lage unserer deutschen Landsleute in der Fremde betrachtet, sei es an der Westküste Südamerikas, auf den Samoa-Inseln, auf dem australischen Festland. Er hat englische Besitzungen besucht, in Mittelamerika, im Kapland, und ihre trefflichen Einrichtungen schätzen gelernt. Ueberall ist er bestrebt, selbst zu urteilen und nach eigenen Eindrücken vorgefaßte Meinungen, so z. B. im Lande des „Ohm Paul“, zu berichtigen. Ueberall klingt die Ueberzeugung durch, daß der Deutsche im Ausland von anderen Nationen noch viel lernen kann, und aus dieser Ueberzeugung erwachsen ihm praktische Ratschläge für den Ausfuhrhandel, das Siedlungswesen u. s. w. Neben diesen sachlichen Mitteilungen finden wir Kapitel reiner Reiseschilderung, die ungemein feßend sind: dahin gehört z. B. der Ritt durch einen brennenden Kampf, die Reise durch die Indianerdörfer des inneren Mexiko, der Aufenthalt auf Honolulu und in Apia, die Besteigung der neuseeländischen Alpen, der Besuch der Gold- und Diamantgruben in Transvaal. Der Geschmack des Verfassers zeigt sich nicht nur an den trefflich ausgewählten (nach Originalphotographien hergestellten) Abbildungen von Land und Leuten, sondern auch an der mit Bedacht vom überflüssigen Fremdwörtern gereinigten Sprache. Das Buch dürfte somit namentlich für kaufmännische Kreise ein ebenso gebietendes als unterhaltendes Geschenk sein.

[+] Bilderrätsel.

Nachdruck verboten.



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 182.

Wer den Papst zum Better hat, kann Kardinal leicht werden. Aufgelöst durch R. Waly in Kläfershal, Mina und Luise Eberling, Josef Wainau, Bertha Epp in Redarels, E. Sch. in Badenweiler, Guido Deh in Eggenstein, E. B. in München, Harosé und F. Meyer u. Frau in Karlsruhe.

Auflösung der Zahlenpyramide in Nr. 184.

A
A I
M A I
L I M A
I M O L A
S O M A L I

Aufgelöst durch Marie Seidenadel in Karlsruhe und Bertha Epp in Redarels.

Der Goldentel.

In des Daseins Schwulitäten, Andren und Gramensnöten, Heil ihm!, der im hohen Rat Stets 'nen Entel sitzen hat, Der mit Schläue und Bedacht Ihm die Wege eben macht. — Solchen Entel zu besitzen, Glaubt mir, kann Euch manches nützen: Sei es nun, daß Monats Schluß, Wo der Bürger zahlen muß, Oder sei es, daß die Steuer Wieder naht, das Ungeheuer, Sei es sonst, daß Geldermangel Und es ruft das Tügel-Tangel, Sei es, daß ein Keimchen leidet, — Immer ist der gute thätig, Wirt im hohen Magistratus, Nenn' einmal der Junge schwerer Und es droht der Klassenlehrer, Gilt der Entel flugs zum Rektor, Selbst zum strengen Schulinspektor. Nimm' es gar den Herrn Pennältern, Ihre Rechte wollt' man schmälern, Wagt der Schultat zum Studieren Neue Bücher einzuführen, Entel raus! — wie ganz erklärlich; Denn die Sache scheint gefährlich, Und nun gar beim Militär Wenn die Protektion nicht wär! Mancher Jüngling fäm' nie weiter Auf der steilen Stufenleiter! Doch ein Entel, stets parat, Sitzt auch hier im hohen Rat!

E. B., München.

verantwortliche Redaktion: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe Fischstraße.